

Kriegsende und Vertreibung (verfasst von Richard S. [REDACTED] 1980/81)

Die letzten Monate des Kriegsendes im Jahre 1945 verbrachte ich als Wetterfunker bei LN-Einheiten, zunächst auf dem Flugplatz Unterschlaubach bei Nürnberg, dann Ende April Absetzbewegung und Rückmarsch über Vilseck, Schwandorf, Regensburg, Plattling, Landau/Isar und Mühldorf am Inn.

Abgesehen von den zahlreichen Luftangriffen vollzog sich diese Absetzbewegung noch in ziemlicher Ordnung, wenn auch bei manchen Truppenteilen bereits Auflösungserscheinungen offen sichtbar waren. Mancher Luftangriff war fürchterlich, so auch in Schwandorf am Bahnhof am 17.04.45 etwa 3 Uhr. Wir warteten auf die Abfahrt unseres Transportzuges, da zeigten sich nach Mitternacht die ersten Anzeichen eines Angriffes. Monotones Motorengeräusch war hörbar und die sogenannten Christbäume wurden gesetzt. In Schwandorf am Bahnhof diensttuende Bahnbeamte erklärten uns, daß dies schon öfter der Fall gewesen sei, aber deshalb noch nie ein Angriff stattfand, das war jedoch ein Trugschluß. Dann, etwa 2 oder 3 Stunden nach Mitternacht, fing das Inferno an. Der Bahnhof war vom ersten bis zum letzten Gleis mit Zügen belegt, vom Verwundetenzug bis zum Flüchtlings- und Munitionszug war alles da. Wir hatten nur mehr soviel Zeit, unter dem Zug zwischen den Bahnschwellen Deckung zu nehmen, dann detonierte Bombe um Bombe, einige so nahe, daß es überall Tote und Verwundete gab. Verschiedentlich entstanden auch Brände durch abgeworfene Phosphorbomben. Ich glaube, es dauerte so 20 Minuten, die aber zur Ewigkeit wurden, und während dieser wir nur beten konnten. Sobald es ruhiger wurde, halfen wir beim Verbinden einiger Schwerverwundeter, suchten aber so schnell wie möglich das Weite, da wir weitere Angriffe befürchteten. Wir sammelten uns an der Bahnlinie außerhalb Schwandorf in Richtung Regensburg. Nun marschierten wir - teilweise führen wir per Anhalter - über Regensburg - Straubing nach Plattling. Auch hier wurden wir immer wieder von Tieffliegern angegriffen, denn auf der Straße waren endlose Kolonnen an Fahrzeugen aller Art auf dem Rückmarsch.

Nach kurzer Ruhepause am Feldflugplatz in Plattling setzten wir uns weiter ab nach Landau/Isar, um auch hier nach 2 oder 3 Tagen den Marsch nach Mühldorf fortzusetzen. Am Inn war es aus, denn der Volksturm hatte bereits alle Brücken gesprengt. Die letzte Nacht verbrachten wir in einem kleinen Dorf nahe Mühldorf am Inn, gegen Morgen kam das Motorengeräusch amerikanischer Panzer immer näher und auch uns ereilte am 04.05.45 das Schicksal. Die Amerikaner nahmen uns gefangen, zunächst verbrachten wir einen Tag und eine Nacht in einem Heustadel, am nächsten Tag wurden wir auf LKW verfrach-

tet und landeten schließlich in einem Gefangenenlager in Ingolstadt; das Lager wuchs stündlich und es waren bereits unübersehbare Menschenmengen an Gefangenen da. Das Lager befand sich auf dem Gelände der ehemaligen Festung, vollkommen im Freien, es gab zunächst auch keine Verpflegung. Nach einiger Zeit bekamen wir pro Mann und Tag eine Packung amerikanische Marschverpflegung, auch das Wasser wurde becherweise ausgegeben.

Eines Tages meldete ich mich zu einem Arbeitskommando und wir mußten eine in der Nähe des Lagers befindliche deutsche Kaserne vollkommen ausräumen. Hier konnten wir mitnehmen soviel wir tragen konnten, vor allem wurden Decken, Zeltplanen und ESgeschirre, wovon ein Mangel im Lager herrschte, organisiert. Auch Kleidung, Schuhwerk und Wäsche fand man verschiedentlich, noch fein säuberlich in den Spinden aufgeschichtet, vor. Es war wie ein Wink des Schicksals, daß ich mich zu dieser Arbeit gemeldet hatte, einen Großteil unserer Kameraden konnten wir mit diesen Dingen versorgen, selbst nach Hause habe ich da noch manches mitgebracht.

Die ersten Tage regnete es ununterbrochen, das ganze Lager war bald nur Schlamm und Dreck. Abends stimmte irgendeine Gruppe ein Lied an und plötzlich sang das ganze Lager mit, wohl sicher, wie ich auch, mit den Gedanken an Zuhause und an die ungewisse Zukunft.

Bereits nach 3 oder 4 Wochen fing die Entlassungsaktion an, Beschäftigte in der Land- und Forstwirtschaft kamen zuerst dran, da war ich natürlich auch dabei; 2 volle Tage und 2 Nächte stellte ich mich an, um meine Entlassung in Gang zu bringen. Zum Schluß wurden wir durch eine Baracke geschleust, wo ich zunächst von einem Offizier auf Grund meines Soldbuches befragt wurde. Er blätterte in meinem Soldbuch und sagte dann, als er den langen Einsatz in Afrika gelesen hatte: "Sie haben viel gesehn"; leider behielt er Soldbuch und Erkennungsmarke - solche Dinge waren einem gewissermaßen ans Herz gewachsen, denn sie begleiteten mich ja treu und brav seit Kriegsbeginn -. Dann wurden wir noch entlaust und wieder bestiegen wir amerikanische LKW, um in wilder Fahrt nach Passau abzubrausen. In weiser Voraussicht hatte ich Passau als Entlassungsort angegeben. Wie ich erst später erfuhr, wurde in unsere Heimat zunächst niemand entlassen. Hier in Passau begann wieder ein Fußmarsch über die gesprengte Donauhängebrücke hinauf den Hang in Richtung Haidmühle. Bald sammelten sich einige Leidensgenossen aus Böhm.Röhren und Winterberg und wir strebten unserer Böhmerwaldheimat zu. Zweimal haben wir bei Bauern übernachtet; überall waren Landser unterwegs, in alle Richtungen strebten sie nach Hause. Ich muß heute noch die Leute bewundern, die damals Nacht für Nacht in Ställen und Scheunen manchmal bis zu 20 Personen und mehr übernachteten ließen und ihnen

selbstverständlich auch noch zu essen gaben. In Bischofsreuth übernachtete ich das letzte Mal und marschierte dann übers Grenzbachl nach Neuthal, Tusset, Pechofen, Grasfurth nach Salnau-Bahnhof. Es war genau am Pfingstsonntag, dem 20. Mai 1945, als ich in der Mittagszeit zuhause ankam. Mutter war außer sich vor Freude, daß wenigstens ich da war, nachdem sie um meinen Bruder schon über ein Jahr große Sorgen ausstand und Böses ahnte. So war ich also glücklich wieder zuhause, wenn ich auch manches vermißte, so unseren Hund Lody, der an Altersschwäche eingegangen war und meine Gewehre, die die Amerikaner auf den Hof warfen und mit einem Panzer überrollten.

Nachdem ich mich etwas ausgeruht hatte, packte ich eines Tages mein Fahrrad und radelte nochmals über Haidmühle-Passau-Mühldorf in jenes Dorf, wo ich am 4. Mai 1945 in Gefangenschaft geraten war. Dort hatte ich bei einer braven Bäuerin einen Rucksack mit meinen Habseligkeiten eingestellt; es war noch alles da und so radelte ich weiter nach Straubing, um eine Freundin zu besuchen und schon bald war ich wieder auf dem Rückweg in den Böhmerwald.

Langsam ging jeder wieder seiner Arbeit nach, die Amerikaner waren zu ertragen, sie saßen zwar etwas hoch auf ihrem stolzen Siegesroß, taten aber niemandem etwas zu Leide. Auf einmal rückten jedoch die Tschechen an, überall fanden Hausdurchsuchungen statt, alle Wehrmachtssachen wurden mitgenommen, wir mußten auch unseren Volksempfänger abliefern. Auch ein Ausgangsgewehr mit Hirschhornschale und der Gravierung "Erinnerung an meine Dienstzeit" war ihnen ein Dorn im Auge und wurde mitgenommen. Selbst am Dachboden sahen sie sich um und durchsuchten einige dort abgestellte Kisten nach Verbotenem. Teilnahmslos sah ich dabei zu; es kam mir dabei auch ein Blick auf die Dachbalken, mit Schrecken sah ich da etwas, was mir zum Verhängnis werden konnte. Ich hatte nämlich anlässlich eines Fronturlaubes im Sommer 1942 einen englischen Armeetrommelrevolver vom afrikanischen Kriegsschauplatz mitgebracht. Im Handschuhfach eines liegengebliebenen englischen Lastkraftwagens hatte ich ihn gefunden und als Souvenir mitgenommen. Samt olivgrünem Segeltuchfutteral hatte ich ihn während meines letzten Urlaubes 1944 am Dachboden auf diesem Balken abgelegt. Der Blick auf diesen Balken hat mich an alles wieder erinnert. Die Tschechen haben Gottseidank nichts bemerkt, wer weiß, was da alles daraus geworden wäre. Sobald sich die Tschechen entfernt hatten, nahm ich den Colt, zumal ich ja auch keine Munition hatte, und versenkte ihn in unserem Brunnen, dort müßte er noch heute liegen.

Das war also die erste Begegnung mit unseren künftigen Machthabern. Noch ahnte niemand, was da noch alles kommen sollte.

Ab Juli 1945 nahm ich den Dienst bei der, wie sie jetzt hieß "ehemaligen" Fürst zu Schwarzenbergschen Forstverwaltung Salnau wieder auf, zunächst im Revier Johannissäge (dem Plechinger Heinrich sein Revier), dann im Revier Grasfurth, das mein Vater bis zu seinem Tode verwaltete. Hier war ich in meinem Element, denn gerade dieses Revier war mir ans Herz gewachsen und mit den Holzhauern verband mich eine innige Freundschaft; sie kannten mich ja schon teilweise als Schulbub. Diese wenigen Monate von Juli 1945 bis März 1946 waren wie ein Geschenk nach so langer Kriegszeit und es hat mir der Forstdienst noch selten soviel Freude bereitet wie damals.

Am 01.11.45 übernahm ich also die Hegerei Grasfurth. Ein altes Notizbuch gibt mir Aufschluß über die damals dort beschäftigten Holzhauer. Folgende Partien waren in diesem Revier zur Herbstschlägerung eingesetzt:

Partie Fechtor Wenzl mit Fechter Karl, Jungwirth Johann
Jungwirth Johann mit Jungwirth Franz, Poidinger Franz
Pangerl Johann mit Langthaler Franz, Gut Josef, Pasta Franz
Stutz Leopold mit Matschi Franz
Andraschko Franz mit Kloiber Franz, Jungwirth Raimund
Bayer mit Berker

außerdem noch zeitweise die Partie Groß und Partie Schläger Raimund. Insgesamt etwa 15 Mann. Alle waren sehr gewandte Arbeiter, fast auf den Zentimeter genau konnten sie bestimmen, in welche Richtung der Baum fallen sollte. Dazu gehörte neben der ständigen Übung auch ein richtiges Werkzeug, vor allem eine gut gefeilte und geschränkte Säge, eine Axt mit sauberer Schneid, ferner ein Schäler, ein Wendehaken, die aus ausgesuchtem Buchenholz selbst gefertigten Keile und der unentbehrliche Sappi (Zappel, wie man ihn nannte).

So waren diese Partien also eingeteilt, die Herbstschlägerung in den einzelnen Waldabteilungen, wie im Plan festgelegt, durchzuführen. Es war eine Freude zu sehen, wie da alles Hand in Hand ging, jeder wußte, wie und wo er hinlangen mußte.

Ich will hier nur einen Tag herausgreifen, der mir in Anbetracht der Besonderheit bis heute noch genau in Erinnerung geblieben ist. Etwa zwischen Grasfurth und Haberdorf, es dürfte in der Abteilung 10 oder 11 gewesen sein, arbeitete die Zweimannpartie Bayer aus Humwald. Unter anderem war da auch eine mächtige Tanne zur Fällung vorgesehen, die jedoch in eine Verjüngung überhing und schwierig zu fällen war. Die Fällung dieses Baumriesen wollte die Partie am Heiligen Abend durchführen, um nachhause zu gehen, sobald der Baum lag. Die Fällung eines so riesigen Baumes hatte ich

noch nicht gesehen, so daß ich mich entschloß, vom Beginn bis zum Ende dabei zu sein. Fröhlich, sobald die Arbeit begonnen wurde, war ich zur Stelle. Es war ein herrlicher Wintertag, nicht zu kalt, es lag auch noch nicht allzuviel Schnee, etwa 30 cm. Zunächst wurde mit den Vorarbeiten begonnen, wie Behauen der mächtigen Wurzelanläufe und Bestimmen der Fällrichtung durch Anbringung des Schrotetes. Dann wurde die für diesen Zweck extra hergerichtete riesige Säge, es dürfte eine mit Wolfszahnung gewesen sein, angesetzt und es begann eine mühsame, sehr anstrengende Arbeit. Immer wieder mußte unterbrochen werden, um Holzkeile anzusetzen, mit denen der Baum langsam vom Überhang in die entgegengesetzte Richtung getrieben wurde. Endlich, so gegen 14 Uhr, neigte sich der Baum unter ständigem Keilen langsam in die vorgesehene Fallrichtung, Krachend, wie ein tiefes Röcheln, zeigte er noch im Fallen seine Mächtigkeit. Ziemlich benommen und nachdenklich standen wir vor dem gefällten Riesen, irgendwie fühlten wir, daß auch hier wieder ein Stück Natur ausgelöscht war. Am Stock selbst wurden noch drei Kreuze mit der Axt sauber, wie eingestanz, ausgehackt, ein alter Brauch, dessen Herkunft mir leider nicht bekannt ist. Dann begaben wir uns nachhause, auch hier vor dem Weihnachtsbaum am Heiligen Abend des Jahres 1945 mußte ich immer wieder an dieses Schauspiel denken. Erst nach Weihnachten wurde der Baum, der außer einigen vernarbten Frostaufrissen, vollkommen gesund war, aufgearbeitet. Er ergab zwei sogenannte Doubler, das sind Blöcher mit 9 Meter Länge, das Stammstück hatte einen Mittendurchmesser von über einem Meter. Die beiden Blöcher ergaben fast 20 fm Langholz, der Rest im Wipfelbereich brachte nochmals etwa 8 Raummeter Schleif- und Brennholz, insgesamt also ca. 25 fm. Bäume dieser Dimensionen waren schon damals im Revier Salnau eine Seltenheit. Neben der Maßarbeit der Fällung haben die beiden Holzhauer auch die Bringung mit dem Handschlitten zum Holzplatz in der roten Gstetn vollkommen alleine bewältigt. Sie verstanden ihr Handwerk und man konnte auch bei dieser Arbeit nicht sagen, daß sie sich etwa überanstrengt hatten.

Zwischenzeitlich kam^{en} jedoch immer mehr Hiobsbotschaften und Parolen auf, niemand mehr kannte sich richtig aus, es gab ja keine Zeitung und die Rundfunkgeräte hatten wir, bis auf wenige Antifaschisten, abliefern müssen. Langsam sickerte jedoch die bittere Wahrheit der totalen Vertreibung durch. Als die Amerikaner das Gebiet etwa Mitte September räumten, kamen zu uns bekannte Offiziere und boten uns die Mitnahme unseres gesamten Hausrats an, sie sagten wiederholt: "Frau Sykora, Sie werden sehen, die Tschechen nehmen Ihnen alles weg." Die meisten älteren Leute glaubten

das alles nicht so recht, es war einfach unvorstellbar, daß man uns allen Hab und Guts beraubte. So blieben auch wir, obzwar ich meine Mutter beschwor, den Amerikanern zu folgen. Bald mußten wir das Haus am Schafstall räumen, uns wurde eine Wohnung in Haberdorf in einem während des Krieges neu erbauten Blockhaus zugewiesen, für mich sogar günstiger, da ich etwa 3 km näher in mein Revier Grasfurth hatte. Das Haus stand am Waldrand und dieser Wald erstreckte sich ohne Unterbrechung bis nach Bayern oder Österreich. Das war für mich ein großer Vorteil, irgendwie suchten damals viele einen geeigneten, sicheren Weg nach drüben. Den ersten Grenzgang unternahm ich über Hirschbergen nach Frauenberg, das war ein langer Weg, bis wir endlich bei der Kreuzbachklause in Bayern waren. Während des Marsches in der Nacht, etwa zwischen Hirschbergen und Neuthal, glaubte ich nicht richtig zu hören, es rührten die Hirsche, offenbar war schon während des Krieges dort Rotwild eingewechselt, denn vordem Krieg gab es meines Wissens in diesem Gebiet kein Rotwild. Dieser Weg war für uns sehr weit, es mußte einen näheren geben. Ein Blick auf meine Revierkarte, die leider nicht bis zur Grenze reichte, zeigte mir aber, daß die sogenannten Wirtschaftsstreifen, welche die einzelnen Abteilungen teilten, immer schnurgerade von West nach Ost liefen, es mußte also möglich sein, wenn man immer so einem Wirtschaftsstreifen folgte, die bayerische Grenze zu erreichen. Der zweite Grenzgang diente also dieser Erkundung, nach etwa 5 Stunden erreichte ich die Grenze etwa am Dreisessel. Diesen Weg benützte ich dann noch oft, er war aber dann schon so ausgetreten, daß es mir langsam zu gefährlich wurde und ich suchte mir einen Weg, der etwa zwischen der Hammermühle und Schmierbrenner südlich des Blöckersteinersees an die österreichische Grenze führte. Nach etwa 1,5-stündigem Marsch durch österreichisches Gebiet erreichte man wieder die bayerische Grenze, hier war es dann nur mehr ein Katzensprung nach Riedelsbach. Schließlich entdeckte ich hier einen alten Schmugglersteig, auf dem man von Haberdorf in etwa 5 Stunden in Riedelsbach war.

Viel näher war es für uns jedoch nach Holzschlag in Österreich. In 2 Stunden konnte man Holzschlag von Neuofen aus auf dem gemütlichen, sanft ansteigenden Waldweg erreichen. Dieser Weg war mir schon von Wanderungen vor dem Krieg her bekannt und vertraut. Auch diese Strecke bin ich oft gegangen, vor allem, um Bekannte, welche nach Österreich wollten, hinüber zu bringen. Gute Verbindungen hatte ich damals auch mit einem Einheimischen in Holzschlag, namens Hoheneder. Dieser Weg hatte nur einen Nachteil, die Russen waren in Österreich Besatzungsmacht, und diese waren manchmal unberechenbar.

So entwickelte sich den Winter über ein reger Verkehr. Man traf da unterwegs Einzelpersonen, kleine und größere Gruppen im Gänsemarsch, wortlos marschierten sie meist nachts und oft bei Stockdunkelheit, schwer bepackt, dahin. Alle Altersstufen, Männer und Frauen, Reiche wie Arme, waren dabei, jeder suchte soviel wie möglich in Sicherheit zu bringen. Einmal habe ich einen Bauern aus Neuofen getroffen, der ein riesiges Gerät einer Runkelzerkleinerungsmaschine auf dem Rücken herausschleppte. Vereinzelt wurden sogar Pferde und Rindvieh über die Grenze geführt. Ein Mühlenbesitzer aus Neuofen hat sich über Nacht mit seiner gesamten Habe von totem und lebendem Inventar abgesetzt, er hat sogar die Beschläge von Fenstern und Türen abmontiert. Selbst russische Soldaten, die nahe der Grenze in Österreich stationiert waren, halfen Landsleuten, mit Panjewagen verschiedenes Inventar nach Österreich zu schaffen, für Schnaps als Gegenleistung. Es gab manchmal sogar Auseinandersetzungen mit tschechischen Patrouillen, da zogen aber die Tschechen immer den kürzeren. Um uns mit Tabak zu versorgen, habe ich selbst auch manchmal einen Rucksack voll Korn (Roggen) zum Hoheneder nach Holzschlag mitgenommen. Dieser brannte daraus Schnaps und vertauschte ihn bei den Russen für Mahorka, welchen er wieder uns als Tauschobjekt gab, für jede Seite in Anbetracht des Mangels ein lohnendes Geschäft.

Es hatte sich herumgesprochen, daß da einer war, der sichere Wege nach drüben kannte. Viele Leute, die oft schon einen weiten Weg hinter sich hatten und mir vielfach völlig unbekannt waren, kamen zu mir und baten mich, sie hinüber zu führen, niemals habe ich nein gesagt, es kam mir geradezu wie eine Pflicht vor, diesen Leuten zu helfen. Nun, ich war damals 25 Jahre alt, nach 6-jähriger Soldatenzeit, die ich gesund überstanden hatte, war ich auch körperlich in bester Verfassung. Ein Marsch nach Riedelsbach in einer Nacht hin und zurück war für mich eine Kleinigkeit. Ich kam mir oft vor wie ein Stück Wild, das seinen Wechsel instinktmäßig treu und brav in jeder Lage einhalten konnte; sicher erwachen da in solcher Lage auch Instinkte, die einem jede Kleinigkeit wahrnehmen ließen. Damals kannte man auch das Wort "Streß" noch nicht, obzwar wir vielleicht mehr leisten mußten als mancher andere im heutigen Streßzeitalter.

Einmal kamen 2 unbekannte Männer, auch sie wollten nach Bayern, als Gepäck hatten sie nur eine große, prall gefüllte und sichtlich schwere Aktentasche. Es waren ehemalige deutsche Offiziere, wahrscheinlich Feldintendanten, in der Aktenmappe befanden sich einige Hunderttausendmark, die aus einer Wehrmatskasse stammten, wie sie mir erzählten. Als wir die Grenze überschritten hatten, wollten sie mich fürstlich mit einem Bündel loo-Mark-Scheine entlohnen, ich nahm jedoch nur einen Hundertmarkschein und eine Schachtel Zigaretten.

Den unentwegten illegalen Grenzverkehr versuchten die Tschechen, die die Deutschen sowieso haßten wie die Pest, mit allen Mitteln zu unterbinden. Mit den wenigen, noch dazu völlig ortsfremden Grenzwachern, die ihnen damals zur Verfügung standen, waren sie uns jedoch weit unterlegen. Wir hatten den Vorteil, daß wir in unserer nächsten, umliegenden Heimat, auch in entlegenen Waldorten, jeden Weg und Steg kannten. So konnten wir immer wieder ausweichen, denn es war das beste, jeder Konfrontation aus dem Wege zu gehen. Es gab aber auch kritische Situationen. Einen direkten Zusammenstoß mit tschechischen Streifen habe ich selbst nicht erlebt. Aber dreimal konnte ich nur im letzten Moment noch untertauchen.

Das eine Mal war ich mit einigen weiteren Grenzgängern gerade dabei, das Kanalstraß in Hirschbergen zu überqueren, um auf einem Wirtschaftsstreifen über das sogenannte Böhmkreuz die bayerische Grenze zu erreichen, als sich eine tschechische Streife per Fahrrad, sich laut unterhaltend, näherte. Wir duckten uns hinter Gestrüpp und Gestein, nur eine Baumlänge entfernt radelten die ahnungslosen Tschechen vorbei.

Ein anderes Mal war ich auf derselben Strecke auf dem Rückweg, eswar vormittags, von weitem sah ich schon 2 Männer, die ich als den Binderheger und den Saumer aus Hirschbergen erkannte. Ich unterhielt mich lange mit den beiden, vor allem über Binders Sohn Rudi, welcher mit mir auf der Schulbank saß. Er war in großer Sorge, denn eine Nachricht von Rudi besagte, daß dieser in russische Gefangenschaft geraten ist. Nachdem ich mich verabschiedet hatte und gerade das Kanalstraß überqueren wollte, sah ich plötzlich auf kurze Entfernung 2 Tschechen, die auf einem Stock rasteten. Ich blieb wie angewurzelt stehen, machte leise einige Schritte zur Seite und war im schützenden Wald, immer hinter Bäumen Deckung nehmend, verschwunden.

Ein drittes Mal war ich, schon weit nach Mitternacht in einer herrlichen, mond- und schneehellen Winternacht, wieder allein aufdem Rückweg. Schon fast zuhause, dort wo der Geometersteig, ein Waldstraß, vom Kraus zum Langthaler in Haberdorf hinabführt, sah ich über den tragenden Harschschnee eine Gruppe von etwa 10 Personen, schwer bepackt mit Rucksäcken, leichtsinnigerweise vollkommen im Freien, dahermarschieren. Ich selbst ging im Mondschatten am Waldrand, auf einmal einige Gewehrschüsse, die Leute warfen ihre Rucksäcke weg und rannten, gewissermaßen um ihr Leben. Dann sah ich auch die Zweimannstreife, im Laufschrift eilten sie in die Richtung der sich schon entfernenden Grenzgänger und stürzten sich dann auf die Beute, die weggeworfenen Gepäckstücke. Ich hatte gerade noch Zeit, mich in einer Horstubn, die dort am Weg stand, zu verbergen. Nach kurzer

Zeit war alles wie ein Spuk vorbei und ich eilte nachhause.

Man war aber auch bereits über der Grenze nicht sicher, vor allem in Holzschlag, wo oft russische Streifen umhergeisterten. Als ich wieder einmal nach Holzschlag unterwegs war und mich schon völlig sicher fühlte, standen plötzlich zwei russische Soldaten vor mir. Der eine schob ein Fahrrad und fragte mich: "Du Spezialist?", er deutete dabei auf das Rad, in beiden Reifen war keine Luft. Vom Schlüssel bis zur Luftpumpe und Flickzeug hatten sie alles, nur wußten sie offenbar nicht damit umzugehen. Eine Flucht wäre Selbstmord gewesen, ich ging also daran, die Schläuche zu flicken. Noch nie habe ich so geschwitzt und der Gedanke plagte mich, was sie mit mir wohl machen werden, wenn ich fertig war. Tatsächlich brachte ich es fertig, daß in beiden Reifen wieder Luft war und das Fahrrad wieder fahrbereit bereitstand. Einer von den Russen griff in einen umgehängten Beutel, gab mir eine Handvoll Mahorka, klopfte mir anerkennend auf die Schulter und sprach: "Du gut Spezialist", dann setzte sich einer auf die Querstange, der andere stieg auf das Fahrrad, sie radelten am Gasthaus in Holzschlag vorbei den Berg hinunter und weg waren sie. Mir fiel ein Stein vom Herzen, in Gedanken befand ich mich schon in Sibirien.

Den gefährlichsten Punkt eines solchen Grenzgangs erlebte ich jedoch mit den Amerikanern in Bayern. Ich war etwa um Mitternacht zuhause aufgebrochen, bepackt mit einem schweren Rucksack, um die Grenze etwa in der Nähe des Kanalursprungs zu überschreiten. Im Morgengrauen näherte ich mich der Kreuzbachschwelle, es war etwas neblig, erst kurz vor mir sah ich einen amerikanischen Jeep mitten auf dem Weg stehen, in Fahrtrichtung zu mir. Die Amerikaner waren nie zu Fuß unterwegs, 2 Mann saßen im Fahrzeug, sie hatten mich bereits gesehen. Etwa 30 m hatte ich bis zum Fahrzeug, hinter mir eine Wiese, an eine Flucht war nicht mehr zu denken. Das schlimmste jedoch war, ich hatte in der Seitentasche meines Überrockes eine schußbereite 08-Pistole. Damals im Herbst 1945 stand Todesstrafe auf den Besitz einer Schußwaffe. Ich hatte nicht lange Zeit zu überlegen, völlig normal schritt ich auf das Fahrzeug zu und war festentschlossen, falls ich kontrolliert werden sollte, sofort zu schießen. Es geschah Gottseidank nichts, verschlafen schauten die beiden Soldaten mir nach, als ich an dem Fahrzeug, auf dem Weg etwas ausweichend, vorbeiging, ich wagte nicht mich umzudrehen. So als ob mir jemand zugeflüstert hätte "nur ganz ruhig" schritt ich dahin, bis mich der Wald in der nächsten Kurve verbarg. Noch heute schaudert es mich, wenn ich an diese Begegnung denke. So wenig galt damals ein Menschenleben. Diesen Übermut und Leichtsinn beging ich nicht wieder. Ich war nun noch vorsichtiger, die Pistole hatte ich zwar bei jedem Grenzgang dabei,

versteckte sie jedoch immer rechtzeitig in einer Felsspalte, um wenigstens nicht noch über der Grenze, also in Sicherheit vor den Tschechen, in Gefahr zu kommen. Auf dem Rückweg holte ich sie wieder hervor, um sie in sicherer Entfernung von unserer Wohnung abermals zu verbergen.

Nun noch einige Erinnerungen über die letzten Monate zuhause.

Nach 6 Kriegsjahren war also wieder Friede eingekehrt, unsere Heimat war von den Kriegswirren fast verschont geblieben, lediglich in den letzten Kriegstagen, als amerikanische Truppen unser Gebiet besetzten, gab es da und dort noch kleinere Kampfhandlungen. So erzählten mir meine Angehörigen, daß die Amerikaner, als sie über den Hochficht herkommend gefechtsmäßig durchs Waldl vorgingen, von deutschen Truppen, die sich im Waldl verborgen hatten, beschossen wurden. Auf beiden Seiten gab es Verluste, einen schwerverwundeten deutschen Soldaten haben meine Schwestern in unserem Haus verbunden und versorgt, bis ihn amerikanische Sanitäter abholten.

An der Salnau-Bahnhöfer Brücke gab es ebenfalls ein Gefecht. Während die Amerikaner bereits die Dörfer jenseits der Moldau besetzt hatten, näherte sich von Parkfried her ein deutscher Panzerspähwagen und beschoß die Amerikaner, die etwa beim Scheiber in Stellung waren. Die Amis erwiderten das Feuer und schossen den Panzerspähwagen ab, dabei ist auch der Kreisleiter von Krummaw gefallen.

Ich selbst hatte das Glück, schon sehr früh (am Pfingstsonntag) aus der Gefangenschaft heimzukehren. Andere trafen dann erst so nach und nach in ihrer Heimat ein. Meine Freunde, der Poidinger Fritz und der Krausn Gustl, sowie der Langthaler Fredl waren auch schon da. Viele waren auch gefallen, z.B. der Feichtinger Rudl und der Osen Walter. Das Leben als normaler Zivilist war zunächst etwas ungewohnt, aber bald hatten wir uns wieder zurechtgefunden. Wir trafen uns oft beim Poidinger Fritz in Haberdorf, er war etwas besser dran, denn, da sein Vater im KZ umgekommen war, galt er bei den Tschechen als Antifaschist. Das war auch der Grund, warum er sein Rädio behalten durfte. Er hat aber diesen Vorteil nie irgendwie ausgenutzt, im Gegenteil, als wir wieder einmal in einer Winternacht zusammen (der Fritz, der Gustl und ich) heimgingen, stellten uns plötzlich zwei Tschechen und schlugen auf uns ein. Dabei hatte Fritz mit dem Pistolenknäuf am Kopf einen schweren Schlag abbekommen, Gustl und ich kam^{en} ziemlich glimpflich davon. In der Nähe hielt sich eine weibliche Gestalt verborgen, die wir aber dann doch als die Gruber Jetti erkannten; da war uns alles klar.

Diese ersten Monate nach dem Krieg, wieder in unserer vertrauten Heimat, genossen wir mit großer Freude, es war, als ob wir bereits ahnten, daß es sich nur um eine Gnadenfrist handelte. Wir durften nicht mit der Bahn fahren, die Lebensmittelkarten waren mit dem Aufdruck "Deutsche, Deutsche" versehen, was bedeutete, daß es Fleisch für Deutsche nicht gab, wir durften uns am Abend nicht mehr auf der Straße zeigen und mußten eine weiße Armbinde mit dem Zeichen "N" tragen. Selbst für die Benützung eines Fahrrades brauchten wir eine Bescheinigung, und doch waren wir guten Mutes, es war das Glück im Unglück.

Not leiden brauchte wohl niemand, bei irgendeinem Bauern holte sich jeder ein wenig dazu. Auch mit Fleisch versorgten sich viele selbst. So brach auch ich eines Tages auf, holte einen im Walde versteckten Sturmkarabiner hervor und ging mit Plechingers Sohn zum Blatten, in der entlegenen Waldabteilung 29, etwa zwischen dem Schmierbrennerfelsen und dem Idafelsen erlegte ich einen Rehbock. Wir schlugen ihn an Ort und Stelle aus der Decke, verstauten das Wildbret im Rucksack und machten uns davon. Auch den Karabiner versteckte ich wieder. Er müßte noch heute in einer Felsnische zu finden sein. Unterwegs begegneten wir 2 Frauen, welche in Buckelkörben hochaufgepackt Gras nachhause schleppten (sogenannte Grosweiwa). Da der Schweiß (Blut) durch den Rucksack tropfte, hatten wir Sorge, daß die beiden aus Hirschbergen stammenden Frauen etwas gemerkt haben könnten, offenbar war ihnen aber nichts aufgefallen. So schlich ich mich mit meinem Anteil bis Salnau Bahnhof nachhause. Streng genommen war es Wilderei, doch in dieser turbulenten Zeit, in der die Not dazu drängte, konnte ich es auch mit meinen Pflichten verantworten.

Weihnachten 1945 wurde trotz des großen Mangels an allem was zu diesem Fest gehört, und trotz der Hiobsbotschaften hinsichtlich des Potsdamer Abkommens, in jedem Haus feierlich begangen. Wir saßen am Heiligen Abend um einen wunderschön geschmückten Tannenbaum; meine Schwester hatte mir einen Norwegerpullover gestrickt, Mutter hatte mir aus einer Wehrmatskamelhaardecke einen warmen und sehr praktischen Überrock schneidern lassen, jeder hatte für jeden etwas. Besonders glücklich und strahlend vor Freude war die etwa zweieinhalbjährige Tochter Gitta meiner Schwester. Auch Plätzl und Mutters gute Vanillekipferln gab es, dazu noch einen Punsch aus selber angesetztem Hagebuttenwein. Die Stunden waren nur getrübt durch die Ungewißheit über das Schicksal meines Bruder, von dem wir die letzte Nachricht im April 1944 aus Sewastopol erhielten, auch meine Schwester hatte immer noch keine Nachricht von ihrem Mann, der zuletzt aus Norditalien geschrieben hatte.

Am ersten Weihnachtsfeiertag wanderten wir über die Haberdorfer Holzbrücke nach Salnau in die Kirche. Die meisten unserer Landsleute werden diese Kirche zum letzten Mal an einem Weihnachtsfest betreten haben. Die Menschen in der Kirche waren alle sehr ernst, man ahnte, daß unser Schicksal besiegelt war.

In der turbulenten Zeit des Zusammenbruches fluteten zahlreiche größere und kleinere Verbände deutscher Truppen vor den anrückenden amerikanischen und vor allem vor den russischen Truppen zurück. Unsere großen, zusammenhängenden Wälder boten ihnen willkommene Verstecke, überall waren noch nach Wochen und Monaten weggeworfene Ausrüstungsgegenstände, Auszeichnungen und auch Waffen zu finden. Einige Gewehre davon, auch ein Sturmgewehr und eine Pi 38, die ich im Sommer 1945 gefunden hatte, habe ich meist in Felsspalten versteckt; man konnte ja nicht wissen, ob sie nicht doch gebraucht wurden.

In der Nähe des Idafelsen, ganz nahe auch bei der Diensthütte in der Waldabteilung 23, hatten deutsche Truppen einige Vorratslager an Verpflegung, Munition und Sprengstoff angelegt. Als ich heimkam, war von der Verpflegung nichts mehr da, lediglich wasserfester Sprengstoff, der äußerlich wie Kommissbrot aussah, war noch in großen Mengen vorhanden. Als ich das dem Bayer Edi erzählte, drängte er mich, ihn einmal dorthin mitzunehmen. Es war wohl Dummheit und Leichtsin, die uns veranlaßten, mitten auf dem Idastraßl eine Sprengung durchzuführen. Beide verstanden wir nicht viel davon; ich wußte noch von einem Einsatz bei den Pionieren in Afrika, wie man diesen Sprengstoff zur Explosion bringen konnte. Wir schleppten also eine Menge von etwa 2 Ztr. heran, stapelten ihn mitten auf dem Weg, legten eine Zündschnur mit Zündkapsel zum Sprengstoff und entzündeten die Lunte. Nach kurzer Zeit eine furchtbare Explosion, sämtliche Blätter und Nadeln der umstehenden Bäume fielen wie Regen herab, in das Idastraßl riß es einen etwa ein Meter tiefen Krater quer über den Weg hinweg. Wir waren lange Zeit ziemlich taub, bis hinunter nach Salnau hatte man die Detonation gehört. Der Sprengstoff lag noch lange umher; ich war geheilt und schaute ihn nicht mehr an.

In Riedelsbach hatten wir schon lange vor dem Krieg gute Bekannte. Bei Familie Jaresch, die dort ein kleines bäuerliches Anwesen besaß, konnten wir jederzeit unterkommen. Frau Jaresch stammte aus Hirschbergen und hatte schon lange vor dem Krieg nach Riedelsbach geheiratet. Immer wieder, besonders zu irgendwelchen feierlichen Anlässen, so zur Salnauer Kirchweih, besuchte sie ihre alte Heimat. Ihr war der Fußweg von Riedelsbach nach Hirschbergen wohlvertraut. Es waren ärmliche Leute und ~~es~~ ist bezeich-

nend, daß sie uns, so oft wir auch kamen, übernachteten ließen und zu essen gaben. Selbst als das Brot manchmal knapp war, hat Frau Jaresch Roggen selbst geschrotet, um uns davon ein ganz grobes, richtig köstlich schmeckendes Schwarzbrot zu backen. Alle Räume bis hinauf in den Heuboden waren bereits mit Gepäck vieler Landsleute vollgestopft. Wir waren bei der Jaresch-Mutter wie zuhause. Einmal, als der Poidinger Fritz und ich wieder in einer kalten Winternacht nach einem 5-Stunden-Marsch dort ankamen, da fanden wir Frau Jaresch in einer verzweifelten Lage vor. Ihr schon lange kranker Ehemann war vor einigen Stunden gestorben. - Nachdem sie uns in jeder Lage geholfen, mußten wir auch ihr jetzt helfen. Wir schauderten zunächst davor zurück, als sie uns bat, den Toten zu rasieren. Doch dann packte Fritz sein Rasierzeug aus und wir seiften den schon längere Zeit nicht rasierten Toten gründlich ein, um ihm anschließend die Stoppeln abzurasierern. Wenn uns auch etwas gruselig zumute war, schafften wir es schließlich doch. Dann legten wir uns seelenruhig im Heustadel zur Ruhe, als ob nichts geschehen wäre.

Verschiedene Landsleute trauten sich nicht nachhause, sei es, weil sie fürchteten, wegen irgendeines Amtes in der NS-Zeit zur Rechenschaft gezogen zu werden oder sei es nur aus reiner Furcht. Mehrere Male habe ich irgendwo mitten im Wald Bekannte dieser Art getroffen, so auch einen aus Haberdorf, ich glaube, er hieß Jungbauer. Er wartete an der Grenze in der Nähe des Dreiländermarkes auf seine Frau, die ihm regelmäßig in Abständen von einigen Tagen etwas zu essen brachte. Er lud mich ein, so lange zu warten, da kam sie auch schon an, einige Geschirre in einem Träger übereinander und darin noch warm, eine Kartoffelsuppe mit Schwammerln und als Hauptmahlzeit Sterz und saure Milch. Ich hatte mächtigen Hunger, wir aßen mit einem köstlichen Appetit alles bis aufs letzte Krümchen Sterz auf. Noch selten hat mir ein Essen so geschmeckt.

In den Sommermonaten des Jahres 1945 trafen wir uns oft auch im Salnauer alten Forsthaus bei der Familie Kriha, die dort eine Dienstwohnung innehatte oder bei der Familie Hahn, die seit ihrer Flucht aus dem Banat in diesem Forsthaus untergekommen war; die charmanten Töchter der Familie Hahn waren wohl da der Hauptgrund. Im Obergeschoß dieses Forsthauses wohnte der damalige Chef der Forstverwaltung Salnau, Forstverwalter Paule. Auch bei uns wohnte eine Familie aus Hindenburg in Oberschlesien. Es waren zahlreiche Familien aus dem von der Roten Armee besetzten Ostdeutschland zu uns her eingewiesen worden. Unser Bürgermeister "Tulzer" aus Neufen hatte da seine Plage, um eine gerechte Einteilung vorzunehmen. Oft wurden diese Menschen, die völlig unschuldig in diese Notlage kamen, auch

von unseren Landsleuten recht stiefmütterlich behandelt. Alle diese Personen wurden dann im Sommer 1945 auf Anordnung der Tschechen gesammelt, in Viehwägen verladen und wie man hörte, in Lager in die CSSR gebracht und von dort nach gewisser Zeit heim ins Reich geschickt, oft mit vielen Schikanen und Demütigungen verbunden. Ihr Schicksal war noch schlimmer als das unsere, denn sie mußten erneut das bittere Los der Flüchtlinge erleiden. Von dem wenigen, das sie aus ihrer Heimat noch retten konnten, nahmen ihnen die Tschechen erneut einen Teil ab. Einige machten das nicht mehr mit, sie flüchteten nach Bayern. Auch ich habe verschiedene von ihnen hinübergeführt; soweit es mir möglich war, unterstützte ich diese armen Menschen in jeder Hinsicht.

Meine Tante aus Innsbruck hatte aus Angst vor Luftangriffen einige ihrer besten Habseligkeiten in große Überseekoffer verpackt und zu uns in den Böhmerwald zur Aufbewahrung gesandt. Bei uns lagerten diese Koffer wohlverwahrt am Dachboden. Im Herbst 1945 befahlen die Tschechen, Eigentum österreichischer Staatsbürger in der von den Tschechen verwalteten Gemeindeganzlei, die beim Scheiber untergebracht war, abzuliefern. Im guten Glauben, daß meiner Tante ihr Eigentum auch tatsächlich überstellt wird, lieferten wir die Gepäckstücke, verschnürt und mit Adresse versehen, sogar gegen Empfangsbestätigung, ab. Erhalten hat meine Tante davon nichts mehr. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, diese, wenn auch schweren Koffer, über die Grenze nach Holzschlag in Österreich zu schaffen. Man war eben zu gutgläubig. Es war schwierig, meiner Tante klarzumachen, wie das damals war. Oft habe ich mich geärgert, daß wir es den Tschechen da so leichtgemacht haben.

Bereits während des Krieges hatte ich ein Schreiben der Forstdirektion Oberplan erhalten, nach dem ich als Jungheger in das Angestelltenverhältnis übernommen worden war. Nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft, etwa Ende Juni 1945, wurde ich daher sofort wieder bei meinem Stammrevier der Forstverwaltung Salnau eingesetzt. Zunächst erhielt ich die Hegerei Johannissäge, die ich im Herbst 1945 dem tschechischen Heger Panski übergeben mußte, welcher, wie viele andere Tschechen, völlig berufsfremd, bei uns eingesetzt wurde. Panski sprach ganz gut deutsch, mit ihm konnte man auskommen. Ab 01.11.45 wurde mir die Hegerei Grasfurth, das Revier meines Vaters, übertragen. Inzwischen hatte aber das Revier Haberdorf bereits der tschechische Heger Posel übernommen, ein, wie sich bald herausstellte, fanatischer Deutschenhasser. Wir bewohnten zusammen das Hegerhaus in Haberdorf, er im Erdgeschoß, ich mit meiner Mutter und meinen Schwestern

das Obergeschoß. Daß dies den ganzen Winter über gutgegangen ist, erscheint mir heute noch fast wie ein Wunder. Obzwar Posel sich nichts anmerken ließ, hatte ich doch das Gefühl, daß er mir irgendwie nachspionierte. Wenn ich mich auch von den Grenzgängen immer ganz leise über die Treppen hinaufschlich, war ihm meine Aktivität, insbesondere bei Nacht, sicher nicht entgangen.

Schon einige Male hatte ich die Absicht, nicht mehr nachhause zurückzukehren, schob jedoch diese schwere Entscheidung immer wieder hinaus, einerseits wollte ich mich selbst in Sicherheit bringen, andererseits wollte ich aber auch meine Angehörigen nicht im Stich lassen. Wenn mich auch niemand gewarnt hatte, so gab es dann Ende März 1946 doch keine andere Wahl mehr.

Nach meinen Aufzeichnungen war es der 26. März 1946, es sollte die letzte Rückkehr nachhause sein, dann wollte ich in der darauffolgenden Nacht endgültig die Heimat verlassen. Es herrschte schon etwas Tauwetter, noch lag aber viel Altschnee, auf dem ich mit den Skiern rasch vorwärtskam, von der Grenze zwischen Reischl und Blöckenstein ging es immer bergab und in kurzer Zeit war ich unten in Neuofen. In einem Gehöft etwa 300 m nördlich vom Hotel Springer versteckte ich meine Ski in einer Nische über dem Backofen, die Leute dort wußten Bescheid, schon öfter hatte ich dieses Versteck für meine Ski gewählt. Zu Fuß marschierte ich weiter zum Honso-Wirtshaus, trank dort eine Halbe dunkles Bier und eilte dann über den Hammer hinauf nach Haberdorf, nachhause. Nach einer Ruhepause ging ich nochmal in die Forstverwaltung Salnau, um mir von dem immer noch amtierenden Forstverwalter Paule eine Bestätigung abzuholen, eine Art Dienstleistungszeugnis über meine Tätigkeit bei dieser Forstverwaltung. Das Schreiben lag schon bereit und ich ging, etwas wehmütig und nachdenklich, vom Forsthaus in Richtung Hotel Mur, überlegte noch, ob ich nicht aus Sicherheitsgründen den Umweg quer durchs Waldl-Kühheidl-Hammermühle nachhause nehmen sollte, ging aber dann doch den normalen Weg am Hotel Mur vorbei über das Osterbachl in Richtung Konsum. Als ich auf der Höhe vom Spannbauer und Pranghofer Karl war, traten plötzlich hinter dem Pranghoferhaus 2 tschechische Gendarmen hervor und fragen mich: "Sind Sie Sykora?", erschrocken und verduzt bejahte ich dies und im nächsten Moment verhafteten sie mich, um mich in die beim Schreiber untergebrachte Gemeindeganzlei zu bringen. Flucht wäre zu diesem Zeitpunkt Selbstmord gewesen.

Ohne es zu ahnen, spitzte sich die Lage in den nächsten Stunden für unsere Familie dramatisch zu. Es sammelten sich mehrere Personen an, zu meiner

Bestürzung war auch schon meine Schwester Hilde da. Auch der Forstassistent Grundl mit Frau aus Hirschbergen sowie der Heger Meisl und Frau aus Neuofen und, was mich am meisten überraschte, auch der Antifaschist Gruber samt Frau und Tochter Jetty kamen an. In einem Zimmer saßen wir da ziemlich niedergeschlagen und ratlos. Meine Schwester erzählte mir, was sich also da bei uns zuhause zugetragen hatte. An diesem friedlichen Nachmittag, als ich unterwegs zur Forstverwaltung Salnau war, erschienen in unserer Wohnung Gendarmen mit der Aufforderung, die ganze Familie, meine Mutter, meine Schwester Mitzi mit ihrer 2 1/2 Jahre alten Tochter und meine jüngste Schwester, müßte sich sofort zum Abtransport fertigmachen. Mutter erlitt einen schrecklichen Herzanfall, alle weinten, da wußten selbst die Tschechen keinen Ausweg mehr, sie fragten noch nach mir, nachdem ich nicht da war, nahmen sie, gewissermaßen als Geisel, meine Schwester Hilde mit. Mutter und meine Schwester Mitzi mit Kind wollten sie am nächsten Tag abholen. Wenn es auch etwas merkwürdig klingen mag, so war der Herzanfall Mutters doch letzten Endes die Rettung in letzter Minute. Schon in den nächsten Stunden, sobald die Dunkelheit eintrat, waren Mutter und Schwester Mitzi nunmehr fest entschlossen, sofort zu flüchten. Schnell wurden noch einige Habseligkeiten zusammengerafft, in der Eile, Überstürzung und Hast vergaßen sie, wie sich erst später herausstellte, so manches.

Der Poidinger Fritz, mein alter Freund, und Mauritz Josef, Hausname "Ultri", waren spontan bereit, sie trotz ungünstiger Witterungsverhältnisse, noch in derselben Nacht hinüberzuführen. Es war ein Freundschaftsdienst, den ich den beiden nicht hoch genug anrechnen kann.

Ich konnte ermessen, was es hieß, Ende März bei hoher Schneelage in stockdunkler Nacht, auf dem Arm ein Kind, bepackt mit Rucksäcken, immer in steter Gefaß vor tschechischen Streifen, einen langen, mindestens 5-6 stündigen Marsch anzutreten.

Da war also mit einem Schlag alles vorbei, eine Familie wurde auseinandergerissen, unser ganzes Hab und Gut mußte zurückgelassen werden. Mutter hatte sich sogar wieder eine Ziege und Hühner angeschafft, auch einen Hund, es war ein schwarzbrauner Langhaardackel mit Namen Waldi, hatte ich mir bereits wieder zugelegt. Auch dieses lebende Inventar blieb zurück. Skrupellos hat sich der Tscheche Posel alles angeeignet, es war gewissermaßen die Beute einer gewonnenen Schlacht. Aber zumindest hatte ich eine Gewißheit, Mutter und Schwester mit Kind waren in Sicherheit. So wie das alles abgelaufen war, das wußten wir allendings noch nicht, meine Schwester wußte ja nur die Geschehnisse bis zu dem Augenblick, als sie selbst von den Tschechen mitgenommen wurde. Noch hatten wir keine Ahnung, was

mit uns geschehen sollte. Nach einiger Zeit fuhr ein LKW vor und wir mußten diesen besteigen. Es war ein offener Wagen ohne Plane, wir duckten uns hinter dem Führerhaus zusammen, denn es war frostig kalt. Es war bereits Nacht und wir fuhren in Richtung Salnau-Oberplan-Krummau bis nach Budweis. Es wäre mir ein leichtes gewesen, irgendwo in einem günstigen Augenblick abzuspringen und zu flüchten, zumal nur ein Mann als Bewachung dabei war, der schnell zu überwältigen gewesen wäre. Nur um meine Schwester, die ja auch mit auf dem Wagen war, nicht zu gefährden, fügte ich mich dem Schicksal. Schließlich erreichten wir etwa gegen Mitternacht Budweis und wurden in einem Zimmer des Arbeitsamtes eingesperrt. Während andere Decken und Mäntel von zuhause mitnehmen konnten, so hatte ich selbst nur das, was ich am Leibe trug. Für meine Fluchtgedanken war das allerdings ein Vorteil. Man kann sich denken, daß dies für uns alle eine schreckliche Nacht war. Am Morgen, als sich zahlreiche tschechische Bauern am Arbeitsamt einfanden, wurde uns langsam klar, wohin die Reise gehen sollte. Die Bauern suchten Arbeitskräfte, denn fast alle ihre bisherigen Knechte und zum Teil auch Mägde, begaben sich in die deutschen Gebiete, um sich einen Bauernhof anzueignen. Etwa wie bei einem Sklavenhandel suchten sich diese Bauern aus unseren Reihen die für sie nach Alter, Geschlecht und Statur günstigsten Leute aus. So hatte auch mich ein Bauer ausgewählt, meine Schwester kam zwar in dasselbe Dorf, doch in ein anderes Gehöft. Nach einigen Stationen Zugfahrt erreichten wir das Dorf Svini (auf deutsch Schweinitz) in der Nähe von Vesely a.d.L. Mein Bauer hieß mit Nachnamen David, der Hof trug die Hausnummer 4. Der Bauer war zwar für seine Leute verantwortlich, doch konnten wir uns völlig frei bewegen. Mir wurde eine Kammer zugewiesen, die ich mit noch einem Deutschen, welcher aus Wiesbaden stammte, teilte, ein verhältnismäßig gutes Quartier. Im Stall hatte ich die vier Pferde zu versorgen, ansonsten mußte ich alle in einem Bauernhof anfallenden Arbeiten verrichten. Es war gerade Anbauzeit und die riesigen, vollkommen ebenen Felder mußten bestellt werden, ackern, eggen, säen, walzen, Mist- und Jauchefahren, das waren die Hauptarbeiten. Einmal sind mir auch die Pferde beim Ackern samt Pflug bis ins nächste Dorf durchgegangen. Oft haben wir auch direkte Sabotage getrieben, so, Jauche in den Straßen-graben abgelassen oder die Kartoffeln beim Legen einfach weggeworfen, auch Rüben oder Krautpflanzen beim Stecken abgebrochen. In Anbetracht der guten Behandlung, die uns bei diesem Bauern zuteil wurde, war dies ein schlechter Dank. Nach der Anbauzeit stand eine Arbeit heran, die zwar schwer, aber zumindest für mich, auch interessant war. Es ging ans Torfstechen. In einer riesigen Moorfläche etwa 2 Stunden vom Dorf entfernt, wurde jedem

Bauern eine Fläche angewiesen. Wir fuhren mehrere Tage mit unserem Pferdefuhrwerk und allen verfügbaren Arbeitskräften dorthin. Oft bis zu 3 m und mehr konnte man hinabstechen, das Hinaufwerfen war da schon eine Anstrengung, oben wurden die einzelnen Stücke in kleinen Kreuzstößen zum Trocknen aufgeschichtet.

An einigen Sonntagen mußte ich den Bauern und die Bäuerin mit dem Steirerwagl nach Vesely in die Kirche fahren. Ich selbst traute mich nicht in die Kirche, meine Kleidung, die ich schon einige Wochen jeden Tag trug, war ziemlich abgesehen. Auch Wäsche zum Wechseln stand mir nicht zur Verfügung. Hier half nur ausziehen, Wäsche waschen, trocknen und sofort wieder anziehen. Es gab auch keinen Lohn für unsere Arbeit, der Bauer mußte wohl irgendwohin etwas zahlen, wir erhielten jedoch nichts. Meine Schwester hatte mit einer ihr bekannten Frau aus Hirschbergen Verbindung aufgenommen und bekam dann bald etwas Geld zugeschickt. Wie sich bald herausstellte, konnten wir das dringend gebrauchen. Jetzt konnten wir uns das Notdürftigste, wie zum Beispiel eine Zahnbürste, kaufen. Der Gedanke an Flucht war natürlich von der ersten Stunde an da und wurde immer mehr Wirklichkeit. Wir legten uns einen kleinen Vorrat an hartem getrocknetem Brot an. In einem Schulatlas der Kinder des Bauern fand ich eine Karte von Böhmen, die ich herausriß und die mir einen groben Hinweis auf den Fluchtweg auswies.

Im Dorf waren auch einige Kriegsgefangene zur Arbeit eingesetzt. Ich arbeitete mit einem kaum 18 Jahre alten Burschen zusammen. Er hieß Erich Hüfler und stammte aus Schmalkalden in Thüringen. Er bat mich immer wieder, ihn, sobald ich die Flucht antreten würde, mitzunehmen. Es war schon schwierig, meine Schwester mitzunehmen. Eine dritte Person miteinzubeziehen, erschien mir fast unmöglich. Als es aber dann soweit war, konnte ich doch nicht nein sagen. Nachdem der Termin zur ersten Wahl in der CSSR näher rückte, kam mir die Idee, daß dies vielleicht der beste Zeitpunkt war, den Fluchtgedanken zu verwirklichen. Zwei Tage vor der Wahl verabredeten wir uns an einem Freitag Abend nach Einbruch der Dunkelheit an einem Weiher westlich der Ortschaft. Nach einer kurzen Richtungsbestimmung marschierten wir in einem Gewaltmarsch immer in Richtung Westen, als Orientierung den Polarstern, querfeldein durch Wiesen und Getreidefelder, ohne Unterbrechung die ganze Nacht durch, bis wir schließlich im Morgengrauen einen Fluß erreichten, welcher, wenn meine Berechnung stimmte, nur die Moldau sein konnte. In der Ferne grüßte der Schöninger, die erste Etappe hatten wir geschafft. Wir dürften etwa zwischen Frauenberg und Moldautein gewesen sein. Nach einigen Versuchen fanden wir eine halbwegs seichte

Stelle, in der wir den Fluß durchwaten konnten; stellenweise reichte aber das Wasser auch hier fast bis zum Hals. Als wir mitten im Fluß waren, trieben Boote mit Gras beladen daher. Die Insassen winkten uns zu, also keine Gefahr. Am anderen Ufer war endloser Wald. Wir verbargen uns in einem Dickicht, trockneten unsere Kleider und ruhten uns von den gewaltigen Strapazen aus. Bevor wir wieder aufbrachen, suchten wir Trinkwasser und aßen etwas hartes Brot dazu. Dabei erzählte mir Erich, daß er bei der Waffen-SS gewesen sei. Er zeigte mir auch die Tätowierung. Falls sie uns schnappten, war dies für uns alle eine schwere Belastung, aber es gab kein Zurück mehr. Am späten Nachmittag traten wir den Marsch, noch immer im Wald, erneut an. Plötzlich war der Wald zu Ende, wir folgten einer Bahnlinie und erreichten einen kleinen Ort. Nach meiner primitiven Karte mußte es sich um die Bahnlinie Budweis-Strakonitz handeln. Nach einer kurzen Beratung kamen wir überein, daß ich versuchen sollte, mit dem uns zur Verfügung stehenden Geld in dem kleinen Bahnhof 3 Fahrkarten nach Prachatic zu erhalten. Es war ein Wagnis und wir wußten nicht, wie das ausgehen würde. Aber die Versuchung, noch heute Abend in die Nähe unserer Heimat zu kommen, war zu groß. Ich begab mich also vorsichtig in den Bahnhof. Überall hingen Wahlplakate, einige umherstehende Tschechen diskutierten eifrig, wohl über den Ausgang der morgigen Wahl, niemand beachtete mich. Am Schalter sagte ich nur vier Worte auf tschechisch, die wir uns schon vorher sorgsam eingeprägt hatten, nämlich "drei Karten nach Prachatic". Der schon etwas ältere Bahnbeamte händigte mir die Karten, nachdem ich ihm den Fahrpreis bezahlt hatte, ohne ein Wort zu sagen, aus. Hoherfreut holte ich die beiden und wir erwarteten den Zug am Bahnsteig, auf dem sich nach und nach mehrere Reisende einfanden. Wir verabredeten, daß ich allein in einem Abteil bleiben sollte und die beiden, meine Schwester und Erich, ein bißchen eng zusammengerückt, als Liebespaar sich in eine Ecke des Abteils setzen sollten. Als der Zug einfuhr, passierte Erich noch ein Mißgeschick. Es fiel ihm die Briefftasche aus dem umgehängten Rock und verschiedene deutsche Papiere lagen umher. Er raffte alles schnell zusammen. Offenbar hatte niemand etwas gemerkt. Es begann eine aufregende Bahnfahrt. Als sich auf irgendeinem Bahnhof zwei Gendarmen dem Zug näherten, glaubten wir schon, nun sei alles zu Ende, aber auch diese Annahme erwies sich als falsch. Schließlich fuhr der Zug in Prachatic ein. Es war die Endstation dieses Zuges, aber auf einem anderen Gleis stand ein Triebwagen, der in einigen Minuten nach Wallern abfuhr. Nocheinmal forderte ich das Schicksal heraus. Ich begab mich in die Schalterhalle und sagte wieder mein Sprüchlein: "3 Karten nach Wallern". Dieser Beamte erkannte sofort,

daß ich Deutscher war. Er sagte, daß Deutsche nicht mit dem Zug fahren dürfen. Ich machte ihm vor, daß wir in Husinec arbeiten würden und über Sonntag nachhause fahren dürften. Da hatte er ein Herz und gab mir die Fahrkarten. In diesem Triebwagen war es nicht so leicht, sich zu verbergen. Als ich mir aus geschnittenen Tabakstengeln eine Zigarette drehte, bat mich ein gegenüber Sitzender Tscheche, ihm auch eine drehen zu lassen. Ich konnte nicht ablehnen und suchte in meiner Rocktasche einige Krümel zusammen, die ich ihm gab. So rauchten wir unsere dürftigen Zigaretten. Immer wieder versuchte der Tscheche, mit mir ins Gespräch zu kommen. Ich konnte ihm aber nur zunicken, denn die wenigen Worte tschechisch, die ich kannte, hätten mich sofort verraten. Aber auch hier erreichten wir glücklich den Bahnhof in Wallern, diesmal stiegen wir hinten aus und entfernten uns rasch über die Gleise in Richtung Humwald. Nun war mir natürlich jeder Weg und Steg wohlbekannt und doch wären hier beinahe eins Verderben gerannt. Es war bereits Mitternacht, als wir aus dem Walleren Wald, leichtsinnigerweise mitten durch die Ortschaft Humwald marschierten. Da stand plötzlich ein einzelner Tscheche vor uns und fragte, wo wir hinwollten. Auch hier erzählte ich wieder, wie in Bachatic, das Märchen von der Arbeit in Husinec. Er durchsuchte noch die Einkaufstasche meiner Schwester, in der sie einige Wäschestücke und unseren Proviant, einige Stücke hartes Brot sowie eine Tüte mit Zucker, hatte. Das war ihm anscheinend zu wenig und er ließ uns laufen. Von nun an gingen wir nur noch querfeldein, der Moldau entlang bis zur Furt, die nach Grasfurth hinüberführt. Noch einmal durchwateten wir die Moldau. Hier war es eine Kleinigkeit, da mir der Fluß und die Furt vertraut waren. Drüben auf der anderen Seite der Moldau lagen die beiden Gehöfte der Kulbauer und der Voltini, etwas nördlich davon das Hegerhaus Grasfurth, das wir bis zum Tode meines Vaters im Jahre 1934 bewohnten. Hier war ich also bereits zuhause. Die beiden Bauern kannten mich schon von Kind auf. Noch wußten wir nicht, ob die Häuser noch von den alten Besitzern bewohnt waren. Deshalb näherten wir uns vorsichtig. Es regte sich nichts. Leise klopfte ich am Fenster beim Voltini. Nach kurzer Zeit erschien der Voltini Raimund. Er erkannte mich sofort und bat uns, mitzukommen, um uns zu verstecken, da oft auch nachts Streifen kamen und das Haus nach Flüchtlingen durchsuchten. Im Heustadel hatte er bereits ein Versteck im Heuhaufen bereit, ein Loch, abgedeckt mit Brettern und darüber wieder Heu, dort verbargen wir uns. Vorher brachte er uns aber noch einen Laib Bauernbrot und einen großen Topf Milch; davon blieb nichts mehr übrig. Im ersten Morgengrauen schlichen wir uns aus dem Haus, um in den nur etwa 100 m entfernten Wald unterzutauchen, der

nunmehr kein Ende mehr nahm, bis weit nach Bayern hinein. Der Wald, mein großer Helfer, unser Freund, nahm uns in seine Obhut auf. Vielleicht ist damals die große Liebe zum Wald in mir geweckt worden, die bis heute, eher zunehmend als abnehmend, anhält. Mitten durch mein Revier führte uns der Weg. Altbekannte Waldbilder erinnerten mich an viele schöne Stunden in diesem Revier. Es war gewissermaßen der Abschiedsreviergang an diesem Sonntag früh. Als wir das Straßl, welches von der Schönauer Haltestelle weit hinaufführt, etwa in der Waldabteilung 12, passierten, legten wir eine Rast ein. Ein weiter Blick über das Moldautal von Humwald bis Salnau tat sich auf. Das Wallfahrtskirchlein Roter Hübl und die Schönauer Kirche grüßten zum letzten Mal herüber. Es galt, auch hier Abschied zu nehmen.

Dann schritten wir weiter nach Haberdorf. Schon seit meiner Verhaftung plagte mich ein schrecklicher Gedanke. Ich wollte Vergeltung üben. Immer wieder kamen mir andere Vorstellungen, wie ich das bewerkstelligen wollte. Nun war ich also auf dem Weg, diese Vision in die Tat umzusetzen. Mein Plan war, am Sonntagvormittag, dem Wahltag, dem Tschechen Posel oder seiner Familie eine Lektion zu erteilen und vielleicht meinen Hund Waldi mitzunehmen. Ich unterhielt mich auch darüber mit Erich und meiner Schwester. Erich war sofort bereit, mir zu helfen. Letzten Endes siegte aber dann doch die Vernunft und ich ließ von dem Vorhaben ab. Ich wollte mein Gewissen nicht belasten und meine Hände sauberhalten, auch wenn wir alle eine furchtbare Wut auf alles was tschechisch war, hatten. Meine in der Nähe unserer Wohnung im Wald versteckte Pi 38 holte ich mir. Sie war zwar leicht angerostet, aber noch voll funktionsfähig. Den Rest des Tages verbrachten wir beim Krausn sowie beim "Oinser" in Haberdorf. Hier erfuhren wir dann die ganze Wahrheit über die geglückte Flucht meiner Mutter und Schwester samt Kind. Sobald es dunkel wurde, brachen wir zur letzten Etappe unserer Flucht auf. Vom "Krausn" über den "Oinser" durch den Wald in der Nähe des Geometersteiges, hinab in das Tal des Seebaches, zwischen Hammermühle und Johannissäge und hinüber in Richtung des Bergeinschnittes zwischen Reischl und Blöckenstein, marschierten wir den altbekannten Weg. Es war schwül und bald entlud sich ein fürchterliches Gewitter. Es regnete in Strömen, wir waren in kurzer Zeit bis auf die Haut durchnäßt. Man sah die Hand vor den Augen nicht, nur schrittweise konnte man sich in dem unwegsamen Gelände vorwärtstasten. Dies mag wohl der Grund gewesen sein, warum wir die Orientierung verloren und uns einfach nicht mehr auskannten. Eins wußte ich, wir waren bereits über der Grenze, irgendwo auf österreichischem Gebiet. Es blieb nichts anderes übrig, als zu warten

bis der Tag anbrach. Der stundenlange Regen hatte aufgehört, wir kauerten unter einer dichtbekronten Fichte und suchten Dürrhoiz, um ein Feuer zu entzünden, an dem wir uns ein wenig aufwärmten. Von weitem waren von Zeit zu Zeit Stimmen zu hören. Erst als es Tag wurde und man sich orientieren konnte, merkte ich wo wir waren, ganz nahe bei Schwarzenberg in Österreich und die Stimmen stammten von russischen Soldaten. Wir waren aber auch ganz nahe an der bayerischen Grenze und überschritten das kleine Grenzbachl, um unser Ziel Riedelsbach anzusteuern. Endlich waren wir in Freiheit! Es war ein Gefühl wie neugeboren, wenn wir auch buchstäblich nur das nackte Leben retten konnten. Zunächst versteckte ich meine Pistole und dann begaben wir uns zur Familie Jaresch. Hier hatte ich einige Gepäckstücke untergestellt und hier erfuhren wir auch, wohin es unsere Angehörigen nach der dramatischen Flucht verschlagen hatte. Der weitere Schicksalsweg meiner Angehörigen war damals nach der Flucht zunächst das Flüchtlingslager Schalding bei Passau. Hier war das Kind meiner Schwester (die Gitta) wahrscheinlich mangels ausreichender Milch ziemlich krank geworden und man befürchtete schon das Schlimmste. Nach ca. 14 Tagen wurden sie in einen Transportzug gesteckt, welcher in Berching in der Oberpfalz landete. Das war also der Endpunkt ihrer Flucht, unsere neue Heimat. So begaben wir uns auf diese Reise, erstmals zu Fuß von Riedelsbach zum Bahnhof Neureichenau, dann mit der Eisenbahn nach Passau und schließlich in einem überfüllten Zug nach Neumarkt, von hier aus wieder zu Fuß nach Berching. Nochmals mußten wir aber da etwa auf halbem Weg bei einem Bauern übernachten. Hier habe ich meinen schönen, von meiner Schwester gestrickten Norwegerpullover frühmorgens beim Aufbruch im Heu vergessen. Es tat mir richtig leid um dieses Kleidungsstück. Gleich am nächsten Tag bin ich nochmal zu diesem Bauern hingegangen, der Pullover war aber nicht mehr zu finden.

Das Wiedersehen in Berching war für uns alle eine große Freude, zum zweiten Male nach dem Krieg war ich also heimgekehrt. Zu unserem Leidwesen mußten wir sehen, wie ärmlich Mutter und Schwester hier lebten, in einem etwa 3 x 4m großen Zimmer waren sie untergebracht, einzige Möbelstücke waren 2 amerikanische Feldbetten und ein wackeliger Tisch, ein kleiner alter Kohleofen diente ihnen zum Kochen. So wie sie uns erzählten, war das schon eine wesentliche Verbesserung, denn vorher waren sie mit vielen weiteren Schicksalsgefährten in einem großen Saal einer Brauerei untergebracht. Nun kamen auch wir noch an und dazu noch ein Fremder, der Erich. Nachdem wir uns bisher so wacker durchgeschlagen hatten, mußten wir ihm als erstes wenigstens eine Zwischenstation einräumen. Er hat sofort nachhause in Thüringen ein Telegramm aufgegeben und schon nach 2 Tagen

war sein Vater da und holte seinen Sohn zurück. Wir hatten die ersten Jahre noch Verbindung und die Eltern von Erich schickten uns auch einige Male ein Paket mit Zucker und Süßigkeiten, da Erichs Vater in einer Zuckerfabrik beschäftigt war. Etwa vor 2 Jahren erhielt ich die Mitteilung, daß Erich an einem Herzversagen verstorben ist.

Es war ein Jammer, wenn wir daran dachten, was wir daheim alles an Hausrat zurückgelassen hatten. Besonders die schlechte Kochgelegenheit brachte meine Mutter zur Verzweiflung. Immer wieder sagte sie, wenn wir nur den Kochofen aus Mitzis Wohnung hätten. Eines Tages beschlossen wir also, meine Schwester Mitzi und ich, nach Neureichenau zu fahren und nochmals über die Grenze zu gehen, um einiges aus der Wohnung meiner Schwester in Gehäng herauszuholen. Abermals holte ich meine in der Nähe von Riedelsbach versteckte Pistole hervor, um einen gefährlichen Marsch anzutreten. Ich war zu allem entschlossen. Falls es zu einem Zusammenstoß kommen sollte, wollte ich mich nicht ^ewhrlos ergeben. Gegen Abend erreichten wir Neuofen, vorsichtig näherten wir uns dem Haus der Schwiegereltern meiner Schwester, dem "Honsotoni". Nach einer ausgiebigen Mahlzeit schlich ich nach Gehäng und holte dort aus der versiegelten Wohnung heraus was möglich war. Darunter war der Wamsler Kochherd, ein Wäschekoffer mit Geschirr und Glassachen, eine Aktenmappe mit Dokumenten, Fotos etc. Auch mein Fahrrad fand ich da wieder, ich hatte es irgendwann einmal dort eingestellt. Der Honsotoni war Kutscher bei der Forstverwaltung Neuofen. Er spannte die Pferde ein und transportierte vor allem den Ofen weit hinauf, soweit er damals fahren durfte. Meine Arbeit war nun, den Ofen nach Riedelsbach zu schaffen. In einem Stück war er zu schwer, so montierte ich Füße, Türen und Ofenplatten ab und verstaute diese Teile in einem Rucksack. Den nicht zerlegbaren Block versah ich mit Tragriemen und trug ihn so nach Riedelsbach, kehrte sofort wieder um und holte den Rucksack mit den Einzelteilen. So hatte ich also glücklich, unter unbeschreiblichen Strapazen, diesen Kochofen herübergeschafft. Einzig und allein die Notlage und der Wille, unter allen Umständen Abhilfe zu schaffen, hat mich diese Leistung vollbringen lassen.

In weiteren Nachtmärschen holte ich dann noch die anderen Sachen. Auch das Fahrrad, hinten aufgepackt den Wäschekoffer, vorne am Lenker die Aktentasche, schob ich von Neuofen bis Riedelsbach. Auch meine Schwester Mitzi hat da wacker mitgeholfen. Sie hat einmal nicht weniger als 7 Laib Brot herübergeschleppt, die wir in Anbetracht der Notlage in Berching dringend gebrauchen konnten. Sie ist auch wiederholt allein in Neuofen gewesen und

hat da so manches bei ihren Schwiegereltern geholt.

Meine Schwester Hilde hatte einiges von ihrem Hab und Gut in Holzschlag in Österreich deponiert. Auch diese Sachen habe ich von dort nach Riedelsbach geschafft. Hier hat mich damals ein österreichischer Grenzer aufgefordert, mit ihm mitzukommen. Ich entfernte mich rasch und rief zurück, er solle versuchen, mich zwangsweise mitzunehmen. Diese Frechheit konnte ich mir nur erlauben, da ich auch bei diesem Grenzgang meine Pistole dabei hatte und ich wußte, daß die österreichischen Grenzer noch unbewaffnet waren. Selbst als wir diese Sachen alle in Riedelsbach hatten, war es noch schwierig, sie nunmehr nach Berching zu schaffen. Zunächst beschaffte ich mir in einem nahen Sägewerk einige Bretter und zimmerte Kisten, in die ich dann alles verpackte. Mühsam schaffte ich dann diese Kisten mit einem Handwagl von Riedelsbach zum Bahnhof Neureichenau, um sie als Frachtgut nach Berching zum Versand zu bringen. Leider hat uns auf diesem Transport ein korrupter Bahnbeamter, wie sich herausstellte am Bahnhof in Berching, einige Dinge herausgestohlen. So hatten wir auch hier noch von dem Wenigen, das wir retten konnten, wiederum etwas verloren.

Den Sommer über etwa von Juni bis August 1946 war ich damals in Berching. Wir lebten so recht und schlecht von dem Wenigen, das wir auf die Lebensmittelkarten kaufen konnten. Ein Anzugstoff, den ich noch als Soldat aus Italien heimbrachte und den ich über die Grenze nach Riedelsbach rettete, brachte uns in einer Mühle auf dem Tauschwege einen Sack Mehl ein. Davon hat Mutter lange "Sterz, Zelten, Knödel" und was es da alles gab, kochen können. Auch beim Schwarzhandel in Nürnberg war ich einige Male mit einem Böhmerwäldler namens Herbst aus Humwald. Er war geradezu für dieses Geschäft geboren. Alles brachte er an den Mann und immer zu seinem Vorteil.

Für uns war also Berching die zweite Heimat. Wenn es anfangs auch schwierig war, sich mit allem zurechtzufinden, so gewöhnten wir uns doch recht rasch ein. Als ich selbst allerdings ein wenig Fuß gefaßt hatte, traf ein Schreiben des damaligen Regierungsforstamtes Regensburg ein, daß ich auf Grund meines inzwischen dort eingereichten Gesuches auf Einstellung zum Forstdienst ab 01.09.46 beim Forstamt Pfreimd im Aushilfsdienst eingestellt werde. Ich fuhr mit dem Zug nach Pfreimd und meldete mich am Forstamt. Der damalige stellvertretende Forstamtsleiter, Forstmeister Dr. Wach, stellte mir 3 Fragen aus der Holzsortierung, die ich offenbar nicht zu seiner Zufriedenheit beantworten konnte. Er beurteilte mich als für den Dienst am Forstamt Pfreimd nicht brauchbar. Persönlich brachte er mich mit seinem Pkw nach Regensburg. Der Chef des Regierungsforstamtes, Oberlandesforst-

meister Mantel, verschaffte mir aber sofort beim Forstamt Tirschenreuth eine Stelle. Er stellte mir keine Fragen, und es war sicher auch nicht die Aufgabe des Forstmeisters Dr. Wach, einem typischen, hochnäsigen Akademiker, mich mit drei Fragen abzuqualifizieren. Obzwar er selbst Heimatvertriebener war, hat er gerade diesen Personenkreis benachteiligt, wo er nur konnte. Es ist traurig, daß dieser Mann bis in die Ministerialhierarchie aufsteigen konnte, wahrscheinlich nur deshalb, weil er es verstand, nach oben zu buckeln und nach unten zu treten. Am gleichen Tag noch fuhr ich also von Regensburg nach Tirschenreuth. Nach dem Empfang in Pfreimd betrat ich das Forstamt dort mit gemischten Gefühlen. Ein älterer, ruhiger, äußerst sympathischer Forstmann empfing mich, es war der szt. Forstmeister Wachutka. Er begrüßte mich freundlich und war sichtlich froh, endlich wenigstens eine Aushilfe für 2 nicht besetzte Reviere einsetzen zu können. Er übertrug mir das Revier Wernersreuth. Wernersreuth war damals mit der Bahn nur über den Umweg Wiesau - Waldsassen zu erreichen. Man brauchte für die kurze Strecke über einen halben Tag, von Waldsassen nach Wernersreuth war nochmals ein Fußweg von etwa 6 km. Im Forsthaus in Wernersreuth wohnte damals der wegen Parteizugehörigkeit ausgestellte Forstwart Schwarz, der bereits kurz nach dem Krieg von Winterberg nach Wernersreuth versetzt wurde. Schwarz war Böhmerwäldler, aus Hirschbergen abstammend, seine Frau war eine geborene Plechinger, eine Schwester vom Plechinger Heinrich. So klein war die Welt, daß man also hier im hintersten Winkel der Oberpfalz einen Hirschberger Böhmerwäldler traf. Der Anfang in Wernersreuth war nicht leicht, die gesamte Forstverwaltung in Bayern war mir fremd. Gleich am ersten Tag mußte ich für den abgelaufenen Monat August 1946 den Zahltag fertigen. Auch der gute alte Schwarz konnte mir da nicht helfen, da er selbst davon nicht viel verstand. So begab ich mich nach Leonberg zu dem ebenfalls ausgestellten Revierförster Müller, der mir behilflich war. Volle 2 Tage habe ich da geschwitzt, um diesen ersten Zahltag zusammenzubasteln.

Bald fand ich mich auch hier zurecht, die Waldarbeiter waren recht hilfreich. Vor allem der Vorarbeiter Bauer aus Rossal hat mir in diesen ersten Wochen jede Unterstützung gewährt. Es waren aber auch die Forstamtsleitung vom Chef zum Sekretär Lux bis zur Angestellten Schön recht freundliche und wirklich hilfreiche Menschen, so daß man hier mit Freude seinen Dienst erledigen konnte. Dies wurde auch nicht anders, als bald darauf ein neuer Forstamtschef das Forstamt übernahm, es war der Forstmeister Woitylko. Von ihm entwickelte sich zu allen Untergebenen ein fast freundschaftliches Verhältnis, ohne daß dabei die Autorität des Vorgesetzten Schaden nahm.

Waldbaulich hat er mit der Waldbrache ganz neue Ideen in die Tat umgesetzt, die, wie ich selbst einige Male sah, die Herren in Regensburg in Erstaunen setzten. Als ich ihn einmal um Rat fragte und ihm eine kahlgeschlagene Fläche zeigte, auf der nur noch Heide vorhanden war, und welche wieder in Bestockung gebracht werden sollte, sagte er: "Da können Sie lo Akademiker herführen, jeder wird Ihnen etwas anderes sagen und alles ist richtig." Ein anderes Mal hatte ich einen amerikanischen Jagdgast während der Blattzeit auf einen Rehbock zu führen. Es war im Revier Leonberg, das ich ebenfalls mitzubetreuen hatte. Wir blatteten im Höfelhau, nach kurzer Zeit sprang ein Bock und die Geiß hinterher. Plötzlich verhoffte der Bock, die Geiß preschte etwas vor und stand nun einige Meter vor dem Bock. Ich hatte dem Ami bereits zugnickt zu schießen, es brach der Schuß und nicht der Bock, sondern die Geiß brach zusammen. Ich betrachtete das als ein furchtbares Jagdvergehen und meldete den Vorfall Herrn Woitylko. Salomonisch sagte er: "Im Krieg sind Millionen Menschen umgekommen, um die kein Hahn kräht, wollen wir uns da nicht wegen einer Rehgeiß Sorgen machen."

Einmal teilte mir Herr Woitylko mit, daß in einigen Tagen hohe Herren aus Regensburg unter Leitung von Herrn Hagen kommen würden. Es sollte eine Exkursion stattfinden, bei der die Waldbrache an verschiedenen Objekten im Forstamt Tirschenreuth und Waldsassen gezeigt werden sollte. Da er für die Herren eine entsprechende Bewirtung bereitstellen mußte, beauftragte er mich, 2 Stück Rehwild zu besorgen, die ein ihm bekannter amerikanischer Offizier unter meiner Führung erlegen sollte.

Im Revier Leonberg war damals der Haumeister Andreas Grillmeier beschäftigt. Er betätigte sich schon lange Zeit auch als Jäger in diesem Revier. Mit ihm verband mich auch bald eine enge Freundschaft. Er führte mich in alle forstlichen und jagdlichen Belange ein. Er unterstützte mich, wo er nur konnte, mit ihm konnte man Pferde stehlen.

Es war wiederum gerade Blattzeit und Grillmeier war ein perfekter Meister im Blatten. Als der Amerikaner kam, nahm ich Grillmeier mit. Zu dritt machten wir uns auf, um diese 2 Stück Rehwild herzubringen. In der Abteilung Straßteich versuchten wir es zum ersten Mal. Auf Anhieb sprang ein Bock, den unser Jagdgast jedoch verfehlte. Auf einem weiteren günstigen Platz sprang nach kurzer Zeit ein fast kapitaler Bock und wiederum schoß unser Amerikaner daneben. Am dritten Platz dasselbe Fiasko, wir waren verzweifelt. Es war bereits dunkel und wir kehrten unverrichteter Dinge nachhause. Unterwegs, als wir dann alleine waren, beratschlagten wir.

Grillmeier wußte schon einen Ausweg. Fröhnmorgens am nächsten Tag trafen wir uns (der Grillmeier und ich) zur "Nachsuche". Das war jedoch nur ein Vorwand, denn wir wußten, daß es in Anbetracht der einwandfreien Fehlschüsse keiner Nachsuche bedurfte. Grillmeier holte seinen Hahn-drilling 9,3 x 72 aus einem Versteck hervor und nun gingen wir zwei blatten. Nach kurzer Zeit konnten wir dank Grillmeiers ausgezeichnete Fiep- und Angstgeschreikenntnisse 2 Rehböcke erlegen. Am Vormittag lieferte ich die beiden Stücke am Forstamt ab und erzählte dem Chef, daß wir die beiden erst heute bei der Nachsuche gefunden hätten. Er war hoch erfreut und hatte keine weiteren Fragen mehr, der Braten für die Herren aus Regensburg war gesichert.